



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Streif- und Federzüge aus vergangnen Tagen. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

begeisterten Mannes nicht in eine Zeit fielen, wo politische Abneigung und nationale Gehässigkeit auch die geistig höchststehenden Landsleute Sabatiers starrsinnig und verschlossen gegen alles macht, was sie „deutsch“ schelten können. Möge es wenigstens bei der Aufnahme der neuen Faustübersetzung in Frankreich nicht an den Ausnahmen fehlen, die in solchem Falle über die Zukunft entscheiden und die Zukunft voraus verkünden.



Streif- und Federzüge aus vergangenen Tagen

3



In einem Augustabend des Jahres 1865 war der Zug von Wien nach Salzburg vorwiegend mit Schauspielern und Journalisten besetzt. In Gastein war der Vertrag abgeschlossen worden, von dem der damalige Graf Bismarck gesagt haben soll, er habe nie geglaubt, daß ein österreichischer Staatsmann ihn unterschreiben werde; in Salzburg stand eine Zusammenkunft der beiden Monarchen und ihrer Räte bevor, Mitglieder des Wiener Burgtheaters waren beordert, die hohen Herrschaften zu unterhalten, und wir „Federvieh“ sollten denen, die nicht dabei sein konnten, berichten, was da zu sehen und zu hören sein würde.

Ich traf in meinem Coupee den Schauspieler Beckmann. Mancher hätte mich wohl um diesen Reisegefährten beneidet, denn Beckmann war dadurch, daß er auf der Bühne witzige oder humoristische Reden zu führen hatte, in den Ruf eines witzigen, schlagfertigen Menschen gekommen. Und er war auch, während sich andre in seiner Lage durch Annahme der Rolle des Hypochonders zu helfen wissen, die einzelnen Komikern im Leben natürlich gewesen sein soll, beflissen, das gute Vorurteil nicht zu zerstören. Aber dazu bedurfte er der Vorbereitung. Er sammelte fleißig Anekdoten, Wortspiele u. dgl., hatte für außerordentliche Gelegenheiten immer ein launiges Gedicht in Bereitschaft und dazu eine vortreffliche Art halb bescheidner, halb ärgerlicher Ablehnung, wenn er auf die Autorschaft angedeutet wurde, z. B. wenn seine gefällige Frau mit gut gespielmtem Erstaunen fragte, wann er denn das wieder gemacht habe? Ein ausgezeichnete Komiker war er dessen ungeachtet, vor allem von unwiderstehlicher Drolligkeit in der Darstellung der Verlegenheit.

Im Eisenbahnwagen fühlte er keine Verpflichtung, zur Unterhaltung seiner Reisegefährten beizutragen, man mußte denn dahin rechnen, daß er beinahe die ganze Nacht hindurch aus einem langen Tschibuk rauchte, den frisch zu

füllen die Beschäftigung seines Nachbarn, eines in jedem Sinne kleinen Schauspielers, war. Das Verhältnis zwischen den beiden Kollegen erinnerte ein wenig an das zwischen Falstaff und dem Pagen, und vielleicht wäre Beckmann auch auf der Bühne mit dem Falstaff glücklicher gewesen, wenn er sich unbefangen gegeben hätte, anstatt etwas besondres aus der Rolle machen zu wollen.

In Salzburg trennten sich unsre Wege, er ging in die Probe — daß er noch wichtigere Verrichtungen hatte, wurde mir erst später klar —, ich versuchte, mit guten Empfehlungen ausgerüstet, mich über den Stand der hohen Politik zu unterrichten. Hatte ich meine Kunde gemacht und mich überzeugt, daß man nichts wußte oder nichts wissen wollte, so ging ich zu jemand, an den ich mich nur selbst empfohlen hatte, und da erfuhr ich gewöhnlich etwas. So z. B. den Inhalt der Konvention, auch daß Preußen auf der Forderung der militärischen und diplomatischen Führung in Norddeutschland bestehe, seine Forderung mit allen Mitteln durchzusetzen suchen und im Notfalle damit nicht allein stehn werde. Auf meine Frage, Preußen werde sich doch nicht etwa mit dem Kaiser der Franzosen einlassen, empfing ich eine Andeutung, die nicht lange darauf durch die Sendung des italienischen Obersten Govone ihre Bestätigung erhielt. Als ich in Wien einem am Webstuhl sitzenden Herrn diese Andeutung hinterbrachte, wurde mir durch ein Lächeln zum Bewußtsein gebracht, daß ich mir hätte einen gewaltigen Bären aufbinden lassen, und ich ging beschämt meiner Wege. Auch mit der andern Nachricht hatte ich zunächst nicht viel Glück. Als ich sie durch den Telegraphen weiter verbreitet hatte, begegnete ich Heinrich Laube, der damals Direktor des Burgtheaters war und seine Schar auch in Salzburg persönlich anführte. Wir teilten uns gegenseitig unser Erstaunen über die Art der Teilung der Verwaltung in den Elberzogtümern mit. Sonntagspolitiker, wie wir waren, meinten wir, daß in dem doch nicht undenkbar Falle einer Entscheidung durch die Waffen die Stellung in Schleswig für Osterreich vorteilhafter sein würde. Und am nächsten Morgen rief er mir triumphierend entgegen: „Sehen Sie wohl, Sie sind schlecht unterrichtet gewesen, wir bekommen Schleswig! Alle Wiener Blätter melden es.“ In diesem Falle wurde ich schneller gerechtfertigt, und noch heute ist es mir ein Rätsel, wie die falsche Nachricht in Wien hat in Umlauf gesetzt werden können.

Doch damit habe ich den Ereignissen vorgegriffen. Für den König von Preußen war wie gewöhnlich Wohnung im „Erzherzog Karl“ bestellt, auf den mir mein Zimmer im „Schiff“ Aussicht gewährte. Für 6 Uhr war die Ankunft des Königs angesagt, und der Kaiser mit Gefolge war pünktlich vor dem Hotel, um seinen Gast zu begrüßen. Aber Gasten hatte noch keine Eisenbahnverbindung, und die Extrapost verspätete sich. Plötzlich hörte ich aus dem untern Stockwerk bekannte Stimmen, den schnar-

renden Kommandoton Heinrich Laubes und den mürrischen Bariton Beckmanns. Ihr Beobachtungsposten war bedeutend günstiger als der meine, und ich wollte daher versuchen, bei ihnen noch Platz zu finden. Laube hieß mich willkommen, setzte jedoch hinzu, er sei selbst dort Gast, das Zimmer gehöre einem Freunde Beckmanns, und damit stellte er mich einem schwarzbärtigen Herrn vor. Dieser, ein Polizeirat aus Berlin, war ebenfalls sehr entgegenkommend, doch hatte ich Mühe, das Lachen zu verbeißen. Ein Mann in solcher Stellung muß natürlich jahraus jahrein die Bekanntschaft so vieler Verdächtigen machen, daß er sich unmöglich alle Namen und Gesichter merken kann. Mich aber kitzelte der Gedanke, ihn zu fragen, ob er sich nicht einer frühern Begegnung zwischen uns entsinne? Beckmann vor seinem Gönner bei der geheimen Polizei der Bekanntschaft mit einem überführt, der irgend einmal politisch anrücklich gewesen war — hätte er kein Mauselloch gefunden, um zu verschwinden, so würde er doch eine Szene aufrichtiger Verlegenheit zum besten gegeben haben, viel komischer als seine gespielten. Aber ein solcher Scherz wäre doch dem Ort und der Zeit zu wenig angemessen gewesen. Beckmann stand nämlich in dem Rufe, zur Polizei stets in genauen Beziehungen zu stehn, und die Theaterleute erzählten von ihm allerlei Geschichten, die hoffentlich nicht besser begründet gewesen sind, als die Vorstellungen von seinem Witz und Humor. So sollte er wiederholt die oberste Zensur in Theaterfragen ausgeübt haben. Zwei Fälle, wo ihm ein entscheidender Einfluß zugeschrieben wurde, sind mir erinnerlich. Mosenthal, ein Konkurrent der Frau Birch-Pfeiffer, hatte gefunden, daß die schöne Dyvke, die unglückliche Geliebte König Christians des Zweiten, noch nicht oft genug von Dramatikern und Novellisten in ihrer Ruhe gestört worden sei, und hatte sie deshalb wieder einmal zur Heldin eines Trauerspiels gemacht. Es fand bei der ersten Aufführung wenig Beifall, am wenigsten, wie es hieß, bei Fritz Beckmann. Vielleicht kamen darin Andeutungen von der Wüterichsnatur des Königs vor; genug, er soll an rechter Stelle geltend gemacht haben, wie tief jedes loyale Gemüt durch ein solches Stück verletzt werden müsse. Aber was thun? Mosenthal verbieten, das würde einen zu komischen Eindruck gemacht haben. Beckmann wußte Rat: er beredete den Träger einer wichtigen Rolle, sich einen verdorbnen Magen anzudichten, die zweite Vorstellung wurde abgesagt, und damit war das gefährliche Drama beseitigt. So schmerzlich dem Verfasser diese unvermutete Geschäftsstörung gewesen sein mag, war er doch der Mann, sich Trost zu verschaffen. Seine musterhaft eingerichtete Fabrik dramatischer Modewaren konnte, wenn der eine „Artikel“ nicht gefiel, in kürzester Frist ein neues auf den Markt bringen. Viel schwerer traf ein ähnlicher Schlag den armen Redwitz. Der war zum Lohn für seine fromme „Amaranth“ als Professor der Ästhetik nach Wien berufen worden, aber er und die Studenten hatten gleich wenig Gefallen an einander gefunden, und auch durch seine Buchdramen waren keine engern

Beziehungen zwischen ihm und Wien vermittelt worden. Endlich war ihm ein bühnengerechtes Schauspiel gelungen und war auch für das Burgtheater angenommen worden: „Der Zunftmeister von Nürnberg.“ Schon wurden Proben gehalten, als plötzlich verlautete, zur öffentlichen Darstellung werde es wohl nicht kommen. Und abermals nannte man den Namen Beckmann. Er habe, hieß es, wieder an der rechten Stelle, die feierliche Erklärung abgegeben, wenn auf der Hofbühne die Auflehnung der Handwerker gegen ihre Obrigkeit verherrlicht würde, und am nächsten Tage sich in den Gassen Wiens Barrikaden erheben, so solle man wenigstens ihn nicht dafür verantwortlich machen. Sicher ist, daß der unglückliche „Zunftmeister“ ohne Verhör und Urteil im Theaterarchiv eingekerkert wurde. Nach alledem konnte die Freundschaft zwischen dem Komiker und einem Geheimpolizisten nicht mehr auffallen. Um so weniger, als Beckmann immer offen bekannt hatte, daß er an einem weit verbreiteten Übel, den sogenannten Kreuzschmerzen, leide. Als vorsichtiger Mann hielt er augenscheinlich zwei Eisen im Feuer: glückte es in Wien nicht, dann vielleicht in Berlin! Dort war er ja wohlbekannt. Ein geborner Schlesier, hatte er als Statist am Breslauer Theater die Aufmerksamkeit des Heldenspielers Anschütz dadurch erregt, daß er sich in Knappentocht auf sein Stichwort wartend, auf einen vom Ritter erlegten und bei der Szenenverwandlung liegengebliebenen Drachen stürzte, ihn noch einmal überwand und unter schallendem Gelächter der Zuschauer hinter die Koulissen schleppte. Dann kam er ans Königsstädtische Theater in Berlin in dessen glänzendster Zeit, der Zeit der „Mamsell Sonntag,“ verfaßte den „Eckensteher Mante,“ indem er die Figur einem Stücke von Holtei und das komische Verhör einer Wiener Posse entlehnte, und war lange Zeit der erklärte Liebling der Berliner. Es ist bekannt, daß das Königsstädtische Theater damals bei Friedrich Wilhelm III. und dem ganzen königlichen Hause in großer Gunst stand, die es erst 1848 verscherte — als Beckmann schon in Wien war. Ihm konnten also die revolutionären Sünden nicht nachgetragen werden.

Endlich rollten die Wagen von Gastein heran, das der König damals, glaube ich, zum letztenmal besucht hatte. Gastein und Salzburg waren in jenen Zeiten in der Politik vielgenannte Orte. In Gastein hatte der König 1863 die Einladung zum Fürstentage ausgeschlagen; das Jahr darauf erschien er wieder nach dem Abschlusse des Wiener Friedens mit Dänemark, mit ihm Graf Bismarck, den die andern Gäste noch mit sehr gemischten Empfindungen betrachteten, wenn er abends in der Wandelbahn auf- und abschrift, den Schlapphut ins Gesicht gedrückt, lebhaft sprechend, während Herr von Reudell in dem den lustigen Bau abschließenden Raume Beethoven oder Mendelssohn spielte. In Salzburg aber erfolgte 1867 der Besuch des Kaisers und der Kaiserin der Franzosen.

Die Begrüßung, deren Zeuge ich 1865 in Salzburg sein durfte, war so

herzlich als möglich, aus den Zügen beider Herrscher strahlte Freude des Wiedersehens. Und in den nächsten Tagen boten allerlei Festlichkeiten, Rout im Mirabellschlosse, Theatervorstellung u. s. w., Gelegenheit, die glänzendste Versammlung zu sehen, den Kaiser, den König, den Großherzog von Oldenburg, der gekommen zu sein schien, um — verspätet — seine Ansprüche auf Holstein geltend zu machen, andre fürstliche Persönlichkeiten, die hochragende Gestalt Bismarcks, die schlanke des österreichischen Ministers des Auswärtigen Grafen Mensdorff-Pouilly, mit dem äußerst einnehmenden Gesicht, den als Autor der Gasteiner Konvention zu eigentümlicher Berühmtheit gelangten holsteinischen Grafen Blome u. s. w. Dabei bewahrte Salzburg aufs angenehmste den Charakter der kleinen Stadt, keine Volksansammlungen verrietten, daß sich dort außerordentliches ereignete.

Freund Beckmann aber wandelte eines Tags mit einem Gesicht, in dem sich verschiedenartige Empfindungen abspiegelten, und einen großen Rohrstock wie ein Szepter tragend, in Salzburg umher, begrüßte jeden Bekannten, schien mit sich zu kämpfen und sagte endlich feierlich-wehmütig: „Ein Geschenk des Königs!“ Dann schraubte er den großen Elfenbeinknopf ab und ließ die Büste des Königs von Preußen aus demselben Material sehn. Sein mißtrauischer Blick schien auszudrücken: „Wirfst du auch so schlecht sein, zu fragen, ob ich den Stock ins Knopfloch stecken kann?“ Sicherlich haben ihm wenige diese kleine Bosheit geschenkt. Auch er hatte von der „Entrevue“ etwas andres gehofft.

Bei einer Begegnung im Juni des folgenden Jahres fragte ich ihn, ob er seine Ferien wie gewöhnlich in Karlsbad zubringen werde? Er antwortete, dort sei es bei den Zeitläuften zu gefährlich. „Wer wird Ihnen etwas thun!“ sagte ich und setzte, weil er so bekümmert dreinschaute, hinzu, wenn ihm wirklich eine Kanonenkugel in den Becher fallen sollte, würde sie ja sofort erlöschen, höchstens die Temperatur des Wassers steigern. Er beantwortete den Scherz mit einem derbern, aber ich sah wohl, daß ihm die Sache keineswegs spaßhaft vorkam. Er ging in der That nicht nach Karlsbad, was ihm doch seit langen Jahren Bedürfnis war, sondern ins Gebirge, mußte sich einer Operation unterziehen, die ungeschickt ausgeführt wurde, und kam elend ums Leben — aus Furcht vor dem Tode, könnte man sagen, jedenfalls ein unschuldiges Opfer des Krieges.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der russische Bauer. Für uns Deutsche haben die innern Zustände Rußlands ein unmittelbar praktisches Interesse, und so sind die vielbesprochenen Leiden seines Bauernstandes, der 82 Prozent der Bevölkerung ausmacht und im